

JORIS KERN

MIT EINEM VORWORT VON MITHU SANYAL

SEX,
ABER RICHTIG?

ÜBER DIE SACHE MIT DEM KONSENS, DIE KOMPLIZIERTER IST ALS GEHOFFT,
ABER AUCH ENTSPANNTER ALS BEFÜRCHTET

© Querverlag GmbH, Berlin 2023

Erste Auflage: September 2023

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale

Druck und Weiterverarbeitung: Finidr

ISBN 978-3-89656-335-4

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

www.querverlag.de

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort von Mithu Sanyal	9
Einleitung	15
Consent, Konsens und Konsensualität.	17
Konsensualität als sexpositives Konzept.	31
Freiheit und Selbstbestimmung.	35
Aktiv und passiv?.	39
Mir fehlen die Worte.	43
Verbal und nonverbal	51
Nur Sex.	57
Orgasmus(s?).	65
Sex ist nicht gerecht.	75
Die Funktionen von Sex	79
Alle Sorten Nein sind willkommen	83
JA!.	91
Vielleicht?	95
Das interessierte Nichtwissen und das Heraushalten	101

Im Konsens mit dem eigenen Körper	105
Mein Körper gehört mir!	109
Woher weiß ich, was ich will?	113
Nichts ist Normal: Von Queerness und BDSM lernen . .	117
Genießen lernen	119
Grenzen. Ist das Schutz oder kann das weg?	123
Kontrolle und Selbstbestimmung	127
Vertrau ich dir? Vertrau ich mir?	131
Realistische Erwartungen.	137
Wenn ich erst nachher merke, dass etwas zu viel war? . . .	141
Konsensunfälle	145
Safe, safer und brave Spaces.	149
Intentionale Räume.	153
Konsensualität ist ein Prozess.	159
Konsensuellen Sex lernbar machen	163
Danksagungen	169

EINLEITUNG

Seit 2009 gebe ich Workshops, die sich mit Sexualität und Konsens beschäftigen. Während das damals noch ein Nischenthema war, gibt es inzwischen immer mehr Menschen, die Ähnliches anbieten, und der Begriff „sexueller Konsens“ taucht in immer weiteren Kreisen der Gesellschaft auf. Während mich das einerseits natürlich freut, macht es mir andererseits auch Sorgen. Wenn „Konsens“ das neue Dogma ist, dieses neue Ding, das alle kennen und alle können müssen, dann wird es gleichzeitig immer schwieriger, darüber zu sprechen, was wir mit diesem Begriff eigentlich meinen, zuzugeben, dass wir das nicht „drauf haben“ und Fragen zu stellen.

Dabei ist genau das immer mein Anliegen gewesen: Räume zu schaffen, in denen ehrlicher Austausch und liebevolles Forschen möglich sind. Darüber, was wir brauchen, damit Einvernehmlichkeit gelingen kann, aber auch, was uns daran hindert und warum selbstbestimmter und wirklich einvernehmlicher Sex – trotz guten Willens – oft so schwer ist.

Dieses Buch möchte einen Beitrag zum Diskurs leisten, der dazu einlädt, abseits akademischer Debatten wieder persönlich zu werden. Ich konzentriere mich dabei vor allem auf den Sex, der zwischen Menschen stattfindet, die grundsätzlich Einvernehmlichkeit anstreben. Auch abseits von Übergriffen ist es nämlich unerwartet schwierig, Einvernehmlichkeit zu gestalten. In wohlwollenden und auf Einvernehmlichkeit ausgelegten sexuellen Begegnungen gibt es allerdings oft großes Potential und großes Interesse daran, sich sexuell weiterzuentwickeln.

Ich schreibe über komplexe Zusammenhänge, wohl wissend, dass ich Sichtweisen vergessen werde und mein Blick nicht neutral oder objektiv ist. Deswegen lade ich ganz im Sinne meines Anliegens zum „konsensuellen Lesen“ ein. Was ich schreibe, schreibe ich aus wohlgereifter Überzeugung und langjähriger Erfahrung. Wenn es nützlich für dich ist, nimm es mit. Wenn du jedoch merkst, dass es dir nichts bringt, gibt es keinen

Grund, dich zu verbiegen, um meine Wahrheit zu deiner zu machen. Vielleicht ist es nicht jetzt, aber irgendwann später für dich nützlich. Wenn du jedoch Widersprüche wahrnimmst oder dir etwas Wichtiges fehlt, lade ich dich herzlich ein, zum Diskurs beizutragen, meine Ideen mit deiner Sicht zu ergänzen und das Bild vollständiger zu machen.

Besonders freuen würde es mich, wenn Menschen erstens dieses Buch zum Anlass nehmen, ins Gespräch zu kommen, sich auszutauschen und wirklich gute Gespräche über Sex zu führen sowie über all die Themen, die damit verknüpft sind. Und zweitens ist es mir wie immer ein Anliegen, mehr innere und äußere Räume für Lust, Genuss, Kontakt und Authentizität zu öffnen.

Und dann bleibt die Frage nach Sprache. Ich spreche in diesem Buch selten über Männer* und Frauen*. Meistens spreche ich über Menschen, Personen oder nutze anderweitig neutrale Formen. Dort, wo es wichtig ist, habe ich mich entschlossen, ein * anzuhängen. Darüber, welche Form für transFrauen und transMänner inklusiver ist, gibt es sehr unterschiedliche Meinungen. Das * ist aber im Moment die einzige Möglichkeit, um deutlich zu machen, dass auch nicht-binäre Menschen in Geschlechterrollen sozialisiert und deswegen von den Erwartungen und Verhaltensmustern, die ich beschreibe ebenfalls betroffen sind, auch wenn sich manche Ausführungen auf binäre Geschlechterkategorien beziehen. Ich bin gespannt, wie sich unsere Sprache weiter entwickelt, und hoffe, dass wir bald allgemein verwendete geschlechtsneutrale Optionen haben werden.

Und nun: Viel Spaß beim Lesen!

CONSENT, KONSENS UND KONSENSUALITÄT

In den letzten Jahren hat es viele Diskussionen um Sexualität gegeben. Da waren die „Nein heißt Nein“-Debatte um die Strafrechtsreform, die Auseinandersetzung um das sogenannte Prostitutionsschutzgesetz, #metoo und der Kampf um Informationen zum Schwangerschaftsabbruch. In allen diesen Diskussionen ging und geht es um das Selbstbestimmungsrecht von Frauen* über den eigenen Körper. Verhandelt wird dabei meist der Schutz und die Selbstbestimmung von Frauen*, die von sexualisierter Gewalt statistisch gesehen deutlich häufiger betroffen sind als Männer*. Über Männer* wird dabei selten diskutiert. Weder als potentielle Opfer von Gewalt und darüber, wie auch sie vor Übergriffen geschützt werden können, noch darüber, wie gesellschaftlich verhindert werden kann, dass aus ehemals niedlichen unschuldigen Babys später Sexualstraftäter* werden. Weder wird über die Rolle von Männern* in der Prostitution gesprochen, wenn es um Abschaffung oder Legalisierung geht, noch wird über die Rolle von Männern* an ungewollten Schwangerschaften gesprochen, wenn diskutiert wird, ob Frauen* diese auch gegen ihren Willen austragen müssen.

Es wird also in diesen Debatten vornehmlich darüber gesprochen, wie Schaden von potentiellen Opfern abzuwenden oder zu minimieren ist. Diese Art des Denkens spiegelt sich auch in der klassischen Aufklärungs- und Präventionsarbeit wider. Wie können potentielle Opfer vor Gewalt geschützt, ungewollte Schwangerschaften und die Übertragung von Krankheiten verhindert werden? Besonders gefährdeten Zielgruppen Informationen, Selbstverteidigungsmöglichkeiten und Unterstützung zukommen zu lassen, ist notwendig.

Dass es Täter* gibt, und dass diese Täter* meist männlich sind, nehmen wir dabei allerdings leider viel zu oft als Tatsache hin und beschränken uns darauf, Menschen Werkzeuge zu geben, um sich zu wehren. Dabei bleiben wir kulturell im glei-

chen Denken: Wir glauben daran, dass Sexualität etwas ist, das von Männern* ausgeht, tendenziell gewaltförmig ist und nicht-männlichen Menschen zustößt, etwas, das von außen kommt und gefährlich ist.

Vielleicht glauben wir auch, dass Sexualität etwas ist, das vor allem junge Leute übermannt, woraufhin sie dann dumme und unbedachte Dinge tun, ein Problem, das sich aber mit dem Alter von selbst löst. Gewaltförmige Sexualität wird dadurch im Kern noch nicht infrage gestellt, ebensowenig, wie attraktive Alternativen zu den gewohnten Bildern angeboten werden.

Was ich vermissem, ist ein größerer Wurf für eine neue, an Einvernehmlichkeit ausgerichtete sexuelle Kultur. Wie kann Sexualität etwas grundsätzlich Positives sein, wie sieht ein für alle Beteiligten lustvolles, selbstbestimmtes sexuelles Miteinander aus und wie kann man das und die nötigen Fähigkeiten dafür vermitteln und lernen?

Spätestens in den Debatten zur Strafrechtsreform wurde klar, dass es in diesem Land keine Einigkeit darüber gibt, dass „Nein“ Nein heißt. Ob etwas als Vergewaltigung gilt, hing laut Strafgesetz bis 2016 nicht davon ab, ob eine Person gerne jetzt, hier, von dieser anderen Person und auf diese Weise penetriert werden wollte, sondern ob sie sich genug gewehrt hatte und das auch beweisen konnte. Die Philosophin, Sozialwissenschaftlerin und Autorin Margarete Stokowski hat es großartig auf den Punkt gebracht: „Wenn meine Vagina ein Auto wäre, hätte sie mehr Rechte.“ Bei einem Auto wäre nämlich klar, dass man erst die Besitzerin fragen muss, bevor man es sich nimmt, und dass man für entstandenen Schaden haftet. „Wenn es doch so einladend mit offenem Verdeck und steckendem Schlüssel an der Straße stand, konnte ich doch nicht wissen, dass ich es nicht gegen einen Baum fahren durfte!“ wäre ein absurder Verteidigungsversuch vor Gericht, wenn es um ein Auto ginge. In Vergewaltigungsprozessen kommt man mit dieser Strategie durch.

Implizit wird hier aber auch vermittelt: Sex, der nicht in diese enge Kategorie von Vergewaltigung fällt, ist okay und normal. Auch in der emanzipatorischeren Aufklärungs- und Präventionsarbeit wird das leicht zum Subtext: Wenn keine Katastrophe

eingetreten ist, war der Sex gut, gut genug, oder zumindest gibt es formell nichts zu beanstanden.

Seit vielen Jahren forderten Feminist*innen und andere denkende und empathiebegabte Menschen eine Gesetzgebung, die klar definiert, dass ein „Nein“ gilt und ausreichen muss. Sie wollten, dass rechtlich festgeschrieben wird, dass das Bestimmungsrecht jeder Frau* und grundsätzlich jedes Menschen über den eigenen Körper bei ihr*ihm selbst liegt. Wir erinnern uns: Vergewaltigung in der Ehe zählt erst seit 1997 als Straftat. Vorher konnte per juristischer Definition ein Geschlechtsverkehr innerhalb eines Eheverhältnisses keine Vergewaltigung sein und eine Frau* war sogar dazu angehalten, während ihrer „ehelichen Pflichten“ weder Widerwillen noch Gleichgültigkeit zu zeigen. Ungewollte sexuelle Handlungen, die keine Penetration einschließen, wurden und werden in diesem Kontext gar nicht mitgedacht.

Auch nach der Strafrechtsreform gilt allerdings: Die Verantwortung für das Abwehren von ungewolltem Sex liegt bei der potentiell penetrierten Person, die ihren Unwillen deutlich genug zeigen muss, was im Zweifelsfall zu beweisen wäre. Die juristische Verantwortung liegt weiterhin nicht bei der Person, die jemand anderen penetrieren möchte, sich dafür ein deutliches Einverständnis einzuholen. Da es hier statistisch und diskursiv meistens um heterosexuelle Interaktionen geht, wird also davon ausgegangen, dass Frauen* Männern* für Penetration zur Verfügung stehen, bis sie das Gegenteil beweisbar deutlich genug machen.

Im IT-Bereich würde man das ein „Opt-out“-Setting nennen. Das ist eine Voreinstellung, bei der etwas automatisch passiert – Cookies werden installiert, ein Abo abgeschlossen oder Push-Nachrichten versendet –, solange ein/e Nutzer*in nicht explizit widersprochen hat. Dieses „Opt-out“ ist im Internet inzwischen in Deutschland schon lange nicht mehr legal. Im Zusammenhang mit sexueller Selbstbestimmung könnte man allerdings von einem „Opt-out“-Setting mit Hindernissen sprechen. Es muss deutlich genug und auf die richtige Art widersprochen werden und das im Zweifelsfall bewiesen werden können, damit ungewollter Sex „anfechtbar“ ist.

Erschwerend kommt hinzu, dass es einen weit verbreiteten Glauben daran gibt, dass „Frauen*, wenn sie Nein sagen, eigentlich Ja meinen“ und „ein bisschen Zieren“ zum Flirten dazugehört. Eine Frau*, die eigentlich Sex will, darf eben auch nicht „leicht zu haben“ sein und muss „verführt“ werden. Diese Annahme hat weitreichende Folgen, vor allem, da gleichzeitig insbesondere weiblich sozialisierten Menschen beigebracht wird, „gefällig“ zu sein und lieber nicht Nein zu sagen, auch wenn sie Nein meinen. Oder sie haben die Erfahrung gemacht, dass es gefährlich werden kann, wenn sich ein männliches Ego durch Ablehnung gekränkt fühlt. Diese Angst sitzt tief in unserer Gesellschaft.

In meiner Arbeit zu Sexualität und Einvernehmlichkeit stelle ich immer wieder fest, dass es den meisten Menschen aber sogar in sicheren und einvernehmlichen Umständen ausgesprochen schwer fällt, Nein zu sagen ohne dabei entschuldigend zu lächeln oder verniedlichende Gesten zu machen, was im echten Leben wiederum als Zustimmung interpretiert werden kann und wird. Und: In einem Setting, in dem so lange weitergemacht wird, bis ein Nein kommt, und Schutz darin besteht, Nein-Sagen zu lernen und sich wehren zu können, wird dadurch leider auch implizit suggeriert, dass es ein „selber schuld“ gibt, wenn jemand nicht Nein sagt.

Im nordamerikanischen Kontext hat sich seit den 80er Jahren eine Diskussion um *sexual consent* entwickelt, die mit Kampagnen an Hochschulen und Universitäten einhergeht. Hier geht es darum, eine neue Kultur rund um Sexualität aufzubauen. Demnach erfordern sexuelle Handlungen explizite Zustimmung. Diese Zustimmung kann nicht mehr aus Situation, Kleidung oder fehlender Abwehr abgeleitet werden, sondern muss aktiv eingeholt werden. Dadurch verschiebt sich die Verantwortung zwischen den beteiligten Personen. Wo vorher häufig davon ausgegangen wurde, dass eine Person ihre Grenzen deutlich genug machen muss, um in Ruhe gelassen zu werden, ist nach diesem Konzept die aktive Person in der Pflicht, sich vor einer Handlung Zustimmung einzuholen. Wo vorher ein Mädchen* als „selber schuld“ galt, wenn sie abends noch mit Jungs* unter-

wegs war oder einen kurzen Rock getragen hat, und männliche Sexualität als gefährlicher Selbstläufer – *boys will be boys* – angesehen wurde, ist nach diesem Konzept der Junge* in der Verantwortung, keine Grenzen zu übertreten, denn es wird ihm eine klare Handlungsanweisung gegeben: Du musst vorher fragen! Es wird dadurch deutlich schwieriger, sich herauszureden, wenn man die Grenzen einer anderen Person übergangen hat.

Anders formuliert kann man sagen, dass hier ein Paradigmenwechsel stattgefunden hat: Vom Sex mit Opt-out-Setting zum Sex mit einem Setting, in dem Dinge nur mit expliziter Zustimmung geschehen. Sex passiert nicht mehr automatisch, wenn man das Kleingedruckte nicht gefunden und deutlich genug auf die korrekte Weise widersprochen hat, sondern Sex findet nur dann statt, wenn er ausdrücklich erwünscht ist und diese Zustimmung deutlich ausgedrückt wurde. In Bezug auf Cookies im Internet würde man hier von „Opt-in“ sprechen.

Dass dieses Konzept an nordamerikanischen Hochschulen stark propagiert wurde und wird, ist allerdings nicht nur ein feministisches Projekt. Hochschulen geht es dabei auch darum, Skandale zu vermeiden und Gerichtsverfahren abzuwenden, indem sie sich auf ihre „Konsens-Regeln“ berufen können. Trotzdem ist das Propagieren von sexuellem Konsens ein wichtiger und notwendiger Bruch in einer Welt, die Vergewaltigung immer noch in weiten Teilen als Bagatelldelikt ansieht. Es ist auch eine empowernde Botschaft für diejenigen, die von sexualisierter Gewalt betroffen sind. Es ist eine klare Botschaft, dass die Opfer keine Mitschuld trifft. Sie hätten das Recht gehabt, selbst über ihren Körper und ihre Sexualität zu entscheiden, und dieses Recht wurde ihnen verwehrt, indem sie nicht gefragt wurden.

Dass es viele Cis-Männer gab und gibt, die sich von diesem Konzept so bedroht fühlen, dass sie es aufs Extremste bekämpfen, ist verständlich. Es widerspricht oft ihrer gesamten Sozialisation, in der ein Mann* nicht unsicher sein soll, sondern Sexpartner*innen verführen oder „erbeuten“ muss, und in der erwartet wird, dass er immer zu Sex bereit und gut im Bett ist und weiß, was er will. Auch als heterosexueller Kavalier hat man

der Dame die Wünsche von den Augen abzulesen und nicht mit ihr auf Augenhöhe auszuhandeln. Ein ganzer Identitätswurf wird durch dieses Konzept infrage gestellt. Aber auch Frauen* stehen dem Konzept oft skeptisch gegenüber, und das nicht nur, weil sie gerne verführt werden wollen, es ihnen unangenehm ist, über Körper und Lust zu sprechen, und sie genauso wie Männer* von sich verändernden Erwartungen und Rollenvorstellungen verunsichert sind.

Auch aus (queer-)feministischer Sicht gibt es einige Probleme mit diesem Konzept, auf die ich eingehen will.

Selbstverständlich hat sich die Idee des sexuellen Konsenses weiterentwickelt. Einerseits ist es von Anfang an ein sehr heterosexuell ausgerichtetes Konzept gewesen, das sehr stark von Klischees über aktive und dauergeile, raubtiergleiche Männer* und zarte, sexuell weniger aktive Frauen* bestimmt wurde. Queere Konstellationen wurden zunächst höchstens mitgemeint, allerdings ist dabei auf nicht-heterosexuelle Identitäten und Dynamiken nicht eingegangen worden. Andererseits ist natürlich schon früh bemerkt worden, dass die Realität von Interaktion und Kommunikation nicht nur in queeren Kontexten oft weitaus komplexer ist. Dementsprechend haben sich inzwischen verschiedene Konsensmodelle entwickelt.

Es gibt da zum einen den Begriff des *enthusiastic consent*, also die Forderung, dass eine Zustimmung nicht nur notwendig ist, sondern auch mit Begeisterung gegeben werden soll, um als *consent* zu gelten. Dahinter steht die Überlegung, dass es natürlich genau so einfach ist „na gut“ zu sagen, wie etwas wortlos über sich ergehen zu lassen, das eigentlich nicht gewollt ist. Trotzdem wäre auch ein „na gut“ formal eine Zustimmung. Zum *enthusiastic consent* gehört deswegen oft auch die Forderung, sich eben nicht nur auf verbale Zustimmung zu beschränken, sondern auch die Körpersprache mit einzubeziehen. Wer verschüchtert und verkrampt „Ja“ sagt, meint vielleicht doch eher „lieber nicht“. Hier liegt der Fokus wieder einmal darauf, dass Sex wirklich nur dann stattfindet, wenn er ausdrücklich und auf allen Ebenen explizit erwünscht ist. Sex ist kein Automatismus. Gleichzeitig drängt sich bei der Forderung nach Enthusiasmus

die Frage nach dem Umgang mit Grauzonen und mit Experimenten auf. Auch der Umgang mit „macht mich nicht besonders an, aber macht mir auch nichts aus“ z. B. in langjährigen Beziehungen bleibt hier ungeklärt.

Außerdem existiert die Forderung nach *informed consent*. Auch hier wird versucht, eine Lücke des *consent*-Begriffes zu schließen. Zustimmung zählt nur dann, wenn die zustimmende Person auch weiß, wozu sie zustimmt. „Darf ich weitermachen?“ wäre demnach in den meisten Situationen eine zu ungenaue Frage, wenn nicht klar benannt wird, womit weitergemacht werden soll. Gleichzeitig könnte ein Ja auf die Frage „Darf ich einfach ein bisschen ausprobieren?“ unter Umständen als *informed consent* gelten oder dazu führen, dass anschließend die Grenzen des Ausprobierens gesteckt werden.

Einige Aktivist*innen zählen zu *informed consent* auch die Notwendigkeit, vor einer sexuellen Begegnung Beziehungsstatus, Gesundheitsinformationen und emotionale Beziehungsebene offenzulegen, um dadurch für alle Beteiligten den Rahmen transparent zu machen, in dem eine Begegnung stattfindet. Andere sehen den Begriff eher als individuelle Aushandlung. Wer wie viel Informationen zu welchem Thema braucht, um sich informiert entscheiden zu können, ist unterschiedlich. Die Bereitschaft, über Absichten und Pläne transparent und kongruent zu sein, ist hiernach notwendige Voraussetzung, die vordergründig nachvollziehbar und nützlich scheint. Auch dieses Prinzip stößt jedoch nicht nur dort an Grenzen, wo Menschen sich selbst unklar über ihre Bedürfnisse und Wünsche sind, sondern auch dort, wo Transparenz ein Risiko ist und Vertrauen erfordert: Muss ich wirklich beim ersten Date über Transitionsvergangenheit oder -pläne, chronische Krankheit, alleinerziehend sein, über meine pflegebedürftige Mutter oder meinen HIV-Status sprechen, weil sich eine Person sonst „hereingelegt“ vorkommt, wenn sie sich auf mich einlässt? Wie verträgt sich das mit dem Recht auf informationelle Selbstbestimmung?

Eine weitere Bedingung für Einvernehmlichkeit, die in allen Konsenskonzepten vorkommt, ist die Forderung nach Freiwilligkeit. Zustimmung ist demnach ungültig, wenn sie nicht frei-

willing gegeben wird. Hier kommen natürlich sofort offensichtliche Unfreiheiten in den Sinn, wie Gewaltanwendung, Bedrohung, Erpressung und Abhängigkeit in Bezug auf existenzielle Sicherheiten wie Aufenthaltsstatus, Finanzen oder die Angst vor Verlust des Sorgerechts. Komplexer wird es jedoch, wenn man sich strukturelle Hierarchiegefälle anschaut. Da geht es um Karrieremöglichkeiten, gesellschaftlichen Status und Diskriminierungsstrukturen. Aber auch Schönheitsideale, Gesundheit und Selbstwertgefühl spielen eine Rolle dabei, wer sich traut, wählerisch zu sein, und wer nicht.

Manche gehen soweit, dass sie finden, Menschen mit sehr unterschiedlichem gesellschaftlichem Status könnten keine einvernehmlichen sexuellen Begegnungen haben. Das ist einerseits gemeint als Schuss vor den Bug von Menschen mit Privilegien. Andererseits spricht das gerade Menschen mit Diskriminierungserfahrung die Möglichkeit ab, selbst zu entscheiden, und hat außerdem eine Tendenz, intersektionale Realitäten vereinfachen zu wollen.

Zusätzlich ist in allen verschiedenen Strömungen klar statuiert, dass Zustimmung jederzeit zurückgezogen werden können muss. Sie gilt nur für jetzt und nur für die explizite Handlung. Es gibt daher in diesem Opt-in-Setting keine Abonnements mit automatischer Laufzeitverlängerung.

Die Debatten aus dem englischsprachigen Raum sind auch in die deutschsprachigen Diskussionen eingeflossen. Auch hierzulande hat man das Konzept des *sexual consent* übernommen, zuerst vor allem in linken, feministischen und queerfeministischen Kreisen. Hier ist es lange Zeit mit größter Vehemenz vertreten worden. Übersetzt wurde der Begriff zunächst meist mit *Zustimmungskonzept*. Zusammen mit Diskussionen um Definitionsrecht und Definitionsmacht wurde hier propagiert: Vor jedem einzelnen Schritt in einer sexuellen Begegnung muss aktiv verbale Zustimmung eingeholt werden! Alles andere ist automatisch ein Übergriff. Wer nicht fragt, ist ein Täter*!

Einerseits war diese harte Aussage für viele Frauen* sehr empowernd. Gewöhnt an eine ständige Täter/Opfer-Umkehr, gab und gibt es eine große Wut über die herrschenden sexistis-

tischen Verhältnisse, in denen allen, außer Cis-Männern, eine eigene und selbstbestimmte Sexualität abgesprochen wird. Die Definition darüber, was ein Übergriff ist, lag jetzt – zumindest in der Theorie – bei den Frauen*, und in dieser Vorstellung war ihr Körper grundsätzlich tabu, bis zur expliziten und spezifischen Erlaubnis. Für viele lag darin die Hoffnung, dass Sex nun sicherer und selbstbestimmter werden würde.

Andererseits hat auch diese Definition sich stark an heterosexistischen Klischeebildern orientiert und andere Beziehungsdynamiken außen vor gelassen. So blieben zum Beispiel Übergriffe durch Frauen* auf andere Frauen* oder Männer*, sowie Übergriffe unter Männern* weiterhin oft unthematisiert oder tabuisiert. Zusätzlich hat die Härte, mit der das Konzept vertreten wurde, teilweise verhindert, dass eine tiefere Auseinandersetzung entstehen konnte, in der ehrlich und offen über die Schwierigkeit, in sexuellen Begegnungen klar zu kommunizieren, gesprochen werden konnte. Auch Möglichkeiten der (gemeinsamen) Aufarbeitung wurden über die Diskussion von Sanktionen für Täter* hinaus kaum diskutiert. Man sollte „es“ können, gleichzeitig gab es keine Anleitung, wie man dieses Ding mit dem Konsens lernen soll, hingegen aber die Androhung von harten Konsequenzen bei Versagen. Dieser Widerspruch war und ist nicht nur für männlich sozialisierte Menschen eine Schwierigkeit.

Interessanterweise ist in den letzten Jahren, auch durch die #metoo-Debatte angeregt, erneut ein Interesse an dem amerikanischen Konzept des *sexual consent* entstanden, das diesmal über die klassischen linken und queerfeministischen Kreise hinausging und breitere Kreise erreicht hat. Inzwischen wird der Begriff immer selbstverständlicher als *sexueller Konsens* übersetzt. Das ist eigentlich im Wortsinne ungenau. Das deutsche Wort *Konsens* müsste ins Englische eigentlich mit *consensus* zurückübersetzt werden. Nicht *Zustimmung* also, sondern *Übereinstimmung*. Gleichzeitig schließt das deutsche Wort *Konsens* interessanterweise schon einen großen Teil der amerikanischen Diskussion mit ein.

Ein Konsens setzt einen Aushandlungsprozess voraus, dessen Ergebnis eine einvernehmliche Lösung oder Entscheidung

ist, nicht mehr eine bloße formale Zustimmung. Ein Konsens ist dabei auch mehr als ein Kompromiss: nicht das zähneknirschende Abstriche machen nämlich, sondern die einvernehmliche Einigung, mit der alle Beteiligten zufrieden sind. Dafür sind Freiwilligkeit und Informiertheit notwendig, sowie der explizite Wille aller Beteiligten, einvernehmliche Entscheidungen zu treffen, nicht nur bloße Einwilligung zu einem Vorschlag oder Vorhaben.

Leider setzen wir dabei Konsens oft mit dem kleinsten gemeinsamen Nenner gleich. In der Wissenschaft kann es z. B. viele verschiedene Theorien oder Modelle zu einem Thema geben. Der wissenschaftliche Konsens ist aber das, auf das sich alle einigen können und das nicht so leicht wieder infrage gestellt wird, weil die Forschungslage allgemein anerkannt ist. Eine Basis also. Für Sexualität wäre diese Konsensdefinition allerdings fatal. Beziehungen, in denen Sex ausschließlich im kleinsten gemeinsamen Nenner stattfindet und dieser nicht in Frage gestellt wird, leiden irgendwann unter einem einschlafenden Sexleben und daran, dass Partner*innen sich selbst und einander immer weniger attraktiv finden. Sexualität lebt neben Sicherheit und Vertrautheit auch von Neugierde, Horizonterweiterung und neuen Erfahrungen – dem Gefühl von Lebendigkeit.

Die Idee vom kleinsten gemeinsamen Nenner schleicht sich in unsere Vorstellungen vom sexuellen Konsens aber auch deswegen so leicht ein, weil wir diese Idee aus der Sexualpädagogik gewöhnt sind. Im „Aufklärungsunterricht“ geht es klassisch darum, wie Kinder in den Bauch kommen. Fortpflanzung wird als Sinn und Zweck von Sex erklärt. Lust kommt höchstens am Rande vor, eventuell als Mittel zum Zweck eines Samenergusses für die Befruchtung einer Eizelle, nicht aber als Selbstzweck und vor allem nicht als weibliche Lust. Das marginalisiert natürlich nicht nur weibliche Lust und große, nicht-heterosexuelle Teile der Bevölkerung und ihre Sexualität, auch die wenigsten heterosexuellen Menschen haben vor allem deswegen Sex, weil sie sich akut dringend fortpflanzen wollen. Lust zu tabuisieren verfälscht also das Bild, das von Sex vermittelt wird, und das hat weitreichende Folgen. Ein Bereich der Sexualpäd-

agogik ist zudem die Präventionsarbeit, in der versucht wird, Jugendliche – oft vor allem Mädchen* – vor sexuell übertragbaren Krankheiten, ungewollten Schwangerschaften und Gewalt durch Männer* zu schützen. Implizite Botschaften sind: Männer* sind gefährlich, Mädchen* und Frauen* potentielle Opfer. Um Menschen vor sexualisierter Gewalt zu schützen, muss man ihnen vor allem beibringen, sich gegen Männer* zu wehren. Leider sind sie damit also für ihren Schutz selbst verantwortlich. Implizit steckt darin aber auch die Botschaft: Wenn es gelingt das Schlimmste zu verhindern, ist alles in Ordnung. Guter Sex, bzw. Sex, der in Ordnung oder „normal“ ist, wird also indirekt durch die Abwesenheit von Katastrophen definiert. Wenn nichts Schlimmes passiert ist, war es okay.

Kein Wunder, dass diese Bilder auch in unsere Vorstellungen von sexuellem Konsens hineinspielen. Einerseits wird vermittelt: Frag, sonst bist du Täter! Frag, sonst ist die andere Person aus Versehen Opfer geworden! Sex ist gefährlich und wir müssen versuchen, das Schlimmste zu verhindern!

Andererseits: Sei zufrieden, wenn nichts von dem passiert, vor dem wir dich gewarnt haben! Mehr zu erwarten als die Abwesenheit von Katastrophen ist so unrealistisch, dass wir es nicht einmal erwähnen. Guter Sex ist dann die Abwesenheit von schlechtem Sex.

Und während diese Art von Sexualität für viele Menschen Realität ist, vermisste ich eine Perspektive, die Konsens größer denkt. Größer als nur den einen gefundenen Konsens und dann den nächsten, größer als die Vermeidung von unangenehmen Erfahrungen.

Das Prinzip des enthusiastischen Konsensess versucht, diesen Gedanken aufzunehmen: Sex soll etwas sein, das begeistert und nicht nur okay ist. Davon hingegen fühlen sich viele Menschen überfordert. Woher sollen sie vorher kognitiv wissen, dass etwas sie begeistern wird? Was ist mit dem freiwilligen Forschen, das noch kopfgesteuert ist, bevor es gelingt, sich zu entspannen? Was ist, wenn die eigene Realität so weit davon entfernt ist, dass man sich schämt zuzugeben, dass man diesem neuen Ideal nicht entsprechen kann?

Und was ist, wenn das mit dem Konsens trotz guten Willens nicht immer gelingt?

Mein Vorschlag ist: Hin zu Konsensualität, einer Haltung, einem Miteinander, einer Kultur, die anfängt, Sex als etwas Positives, Lustvolles, Gemeinsames und selbstverständlich Einvernehmliches zu begreifen. Und obwohl es wie eine Wortklauberei wirkt, glaube ich, dass uns deswegen hierbei mit den Begriffen *konsensuelle Sexualität* bzw. *konsensueller Sex* besser gedient ist als mit dem Begriff *sexueller Konsens*. Ein Konsens ist immer eine konkrete Entscheidung, auf die dann eine nächste konkrete Entscheidung folgen kann. Konsensueller Sex ist Sex, bei dem Einvernehmlichkeit das wichtigste Kriterium ist und wir aktiv dabei sind, Freiwilligkeit auf verschiedenen Ebenen zu fördern und zu stärken. Hierbei sind alle Beteiligten gefordert und verantwortlich und es geht um Lust und um Genuss, nicht um Vermeidung von Katastrophen. Im Gegensatz zur formalen Zustimmung kann Konsensualität nur dort gelingen, wo allen Beteiligten daran gelegen ist, einvernehmlich miteinander umzugehen. Dass das immer noch schwer genug ist, wissen wir auch. Dafür lohnt es sich, Erfahrungen aus verschiedenen Communities und sexuellen Kulturen einzubeziehen.

Im BDSM – diese Abkürzung steht für die drei Wortpaare: *bondage/discipline*, *dominance/submission*, *sadism/masochism*, also Fesseln/Disziplin, Dominanz/Unterwerfung, Sadismus/Masochismus – gibt es zwei weitere interessante Definitionen, die Praktiken aus dem BDSM-Bereich von Gewalt abgrenzen: *safe, sane and consensual* und *risk aware consensual kink*. Beide gehen von Konsensualität als Prinzip aus, nicht vom einen festgelegten Konsens. Beide versuchen auszudrücken, dass BDSM auch mit Risiken verbunden sein kann, über die man sich im Klaren sein sollte. *Risk awareness*, also Risikobewusstsein, setzt Informiertheit voraus. Diese Risiken sollte man versuchen, weitestgehend auszuschließen (*safe*), also zum Beispiel beim Fesseln eine Schere für den Notfall bereit zu legen oder sich vorher über die Verläufe von Nervenbahnen zu informieren, um Verletzungen vorzubeugen. Über den Begriff *sane*, den man sowohl mit „psychisch gesund“ als auch mit „bei klarem Verstand“ über-

setzen kann, gibt es hingegen Diskussionen. Wer soll das beurteilen? Welcher Zustand oder welche zugrundeliegenden psychischen Probleme gehören schon oder noch dazu? Muss ich psychische Gesundheit performen, um Sex haben zu dürfen? Wie sieht es mit Drogen oder Alkohol aus? Gleichzeitig ist klar, dass ich auch bei Zustimmung mit einer anderen Person keinen Sex haben sollte, wenn sie mir nicht bei klarem Verstand oder psychisch instabil erscheint. Überlegungen dazu, welche Kriterien Sex sicher genug und einvernehmlich machen, gibt es viele, und die Begriffe Konsens und Konsensualität gehen dabei oft durcheinander. Konsens ist Teil von Konsensualität. Konsensualität ist eine Haltung, eine bestimmte Art miteinander umzugehen, eine Kultur.